

DAS STEINIGE FELD ZUM BLÜHEN BRINGEN

Zu den Gedichten von Ines Hagemeyer

Siebzig Seiten netto – für einen Gedichtband ist das ein dem Leser zuträgliches Maß. Auch sind die Gedichte selbst von leserfreundlichem Umfang, keines beansprucht mehr als eine Seite. Die einzelnen Zeilen ihrerseits lassen sich mit einem einzigen Augenruck erfassen. Ausgewogen ist schließlich auch das Mengenverhältnis zwischen den Texten und den Federzeichnungen von PAPI. Diese sind nicht lediglich Zutat, sondern beanspruchen einen angemessenen Eigenraum.

Die Verse sind syntaktisch abgedeckt, sie lassen sich als Bogen empfinden; das Vers-Ende ist weder beliebig gesetzt, noch hat es den Charakter von Brüchen, welche eine Satzspannung erzeugen sollen. Ines Hagemeyer zeigt auch hier Sorgfalt und ein gutes Gespür. Ebenso wenig wird die Klanggestalt dem Zufall überlassen. Ein Versmaß ist nicht auszumachen, was nicht heißt, dass der Vers keine innere Form be-

säße. Im Gegenteil – die Autorin wird mir hoffentlich zustimmen: fast durchgehend lässt sich als inneres Gestaltungsprinzip eine Zweigipfligkeit hören, jenseits allen alternierend-mechanischen Geklappers. Wo durch den Prosaduktus des Textes sich eine metrische Falle auftut, schafft die Autorin Abhilfe, indem sie ohne Scheu vor Umgangssprachlichkeit Vokale wegstreicht: „Aug“, „drohn“, sogar „s war“. Auf diese Weise gruppiert sich um die beiden Versgipfel herum das übrige Silbenmaterial bei wechselndem Umfang im Betonungsgefälle. Es bricht auch schon mal die letzte Zeile einer Strophe oder eines Gedichtes ab: Mit der Zeile bleibt auch der Gedanke oder der Satz unvollendet.

Insgesamt jedoch entsteht ein schwebender, ein schwingender, hin und her strömend wiegender Klang, als höre man von weither ein hallendes Glockenläuten. Wiederum legt Ines Hagemeyer Zeugnis von differenziertem Gestaltungsvermögen ab.

Zu reden ist von dem lyrischen Ich, wie es die Autorin leitmotivisch fast aufdrängt, und zwar in der „du“-Form (mit den entsprechenden Ableitungen). Das Ich wird angedredet als Partner, sozusagen als die zweite Person des Selbstgesprächs: das lyrische Ich nimmt sich im Spiegel wahr. Es entzieht sich einer direkten, als akut zu verstehenden Bedrohung und Verletzbarkeit und versetzt sich in den schützenden Raum des Erinnerns. Und wo, was selten geschieht, die „ich“-Form erscheint, gibt sich das Ich unverstellt und ungeschützt, also direkt zu verstehen. Wie anders als im Schutzraum des Erinnerns lässt sich über das Vergehen und das Vergehende, wie über das Ausgeliefertsein und die Vergeblichkeit poetisch reden? Und genau diese Dinge sind das Generalthema von Ines Hagemeyer.



Als Pendant zu der spezifischen „du“-Funktion lässt sich die – wiederum fast durchgängige – Verwendung des Präsens als Zeitform begreifen. Das Präsens ist hier nicht das Tempus des gegenwärtigen, einmaligen Vorganges (hier und jetzt), sondern das Tempus für die Wiedergabe von Zuständen (allezeit und überall) und der Stetigkeit des sich ständig Wiederholenden. Die letztliche Unmöglichkeit zu dauern und so zu bleiben, was und wie man ist, wird fassbar in einem Spannungsraum, den das Gedicht schafft. All das hat Ines Hagemeyer nicht erfunden. Der spezifische Gebrauch des Präsens ist ein gern getragener Hut. Ebenso wenig kann sie sich als Urheberin des mächtig schwingenden Verses bezeichnen. (Ganz zu schweigen von der Reimlosigkeit ihrer Gedichte). Man sieht: Ich weigere mich, eine obsoleete neopoetologische Debatte zu führen.

Also denn zu den Worten, zu den Sachen der Dichtung. Nur selten bedient sich die Autorin „soziologischer“ Vokabeln; das Wortfeld deckt – wiederum fast durchgehend – den Naturbereich von Meer und Küste ab: Begriffe wie Meer, Strömung, Welle, Brandung, Muschel, Kies, Sand, Schaum tauchen immer wieder auf. Freilich weisen solche Kernbegriffe über ihre Grundbedeutung hinaus und bilden die Mitte von Bildern. Besondere metaphorische Kraft eignet wohl dem Kiesel und der Muschel. Ihre Deutung als Symbolisierung der Verschränktheit von Dauer und Vergehen, von Bewahrung und Vernichtung, von Härte und Zerbrechlichkeit liegt auf der Hand. Weder das Thema noch der Fundus ihrer Bilder sind von der Autorin urheberrechtlich festzumachen. Siehe oben. Ines Hagemeyer will ihre Gedichte im Sinne der Kommunikation verstanden wissen.

Zum Schluss sei auf eine besondere Eigenheit des Text-Ensembles hingewiesen, nämlich dass die Autorin das eine oder andere ihrer Gedichte mit spanischen Elementen oder Parallelen versetzt oder abstützt, den spanischen Sound inbegriffen. Ein Gedicht zeigt sich gar völlig in Spanisch. Nun gelten Anleihen bei Fremdsprachen gewöhnlich als entbehrliche, als überflüssige Schnipsel; als geschmäckerliches Beiwerk, als eitle Pose. Davon kann bei Ines Hagemeyer nicht die Rede sein: Jahrelange Aufenthalte in spanischsprachigen Ländern Südamerikas und in Spanien und intensive Tätigkeiten als Sprachlehrerin und Übersetzerin haben es mit sich gebracht, dass sie in der spanischen Sprache eine zweite poetische Heimat gefunden hat. (Heinz G. Hahs)

Ines Hagemeyer, *„aus dem Gefährt, das dir Träume auflädt“*. Gedichte, mit 14 Tusche-Zeichnungen von PAPI. POP Verlag, Ludwigsburg, 2011.